Hermann Stöcker

Das hat was mit mir gemacht, was das ganze Leben Wirkung hatte[1]

I

Am 27. April 1945 „war es aus, es wurde nicht mehr geschossen“[2] in Bremen. Georg beseitigte die Abdeckung und kroch aus seinem Erdloch: „Hab gedacht, wenn wegen der Luftminen das Haus zusammenstürzt oder wenn die da rein schießen, es kann dich nur erwischen, wenn es direkt auf dein Loch geht. So habe ich zwei Tage in dem Loch gelegen, jämmerlich gefroren.“ In seiner Angst, noch zuletzt getötet zu werden, fand er im Erdloch auch Halt für seine überwältigenden Gefühle und selbstzerstörerischen Impulse, konnte sie spüren, aushalten und sich beruhigen - zwei Tage zuvor war er ganz nahe daran, sich selbst zu erschießen, „ich trug ja Pistole“. Georg war damals 15 Jahre alt, im August wurde er sechzehn.

Am 7. Mai 1945 lag Werner mit 50.000 anderen deutschen Gefangenen auf einer von amerikanischen Soldaten zum Lager hergerichteten großen Wiese. Er erlebte sich „ganz unten“, hauptsächlich bestimmt von einer Art Überlebenswillen. Als im Lager das Gerücht umging, die Amerikaner würden die Gefangenen an die Russen ausliefern, stieg wieder die Angst in ihm auf, die ihn während der letzten sieben oder acht Tage seiner panischen Flucht ausgefüllt hatte. Heute noch hat er „das Maschinengewehrfeuer im Ohr, das ihn in der folgenden Nacht so sehr aufschreckte: Es traf wohl die Gefangenen aus der Waffen-SS, die nachts entkommen wollten.“ Werner war damals 16 Jahre alt, im Juni wurde er siebzehn.

Schon den Geburtsjahrgang 1927 nannte die Reichsjugendführung (RJF) der Hitler-Jugend (HJ) den ersten „typisch nationalsozialistischen“ Jahrgang (vgl. Buddrus 2010, S. 253 f.). Es sind jene Jugendlichen, die 1933 eingeschult wurden und nahezu alle mit zehn Jahren Mitglied der HJ werden mussten, also eine mindestens sieben Jahre währende HJ-Erziehung erlebten. In diese 1927er Jahrgänge, die nach ihrer Musterung im Sommer 1944 zur Einberufung anstanden, setzte die RJF große Hoffnung, nannte sie die „Wunderwaffe“ der HJ. Auch Werner und Georg sowie ihre Altersgenossen haben ihre bewusste Entwicklung im Nationalsozialismus erlebt und wurden mit zehn Jahren – „zu Führers Geburtstag“ - pflichtgemäß Mitglieder des Deutschen Jungvolks (DJ). - Auch sie wurden am Kriegsende noch Soldaten.

---

[1] Zuerst veröffentlicht in: Zeitschrift für Museum und Bildung 80 – 81/2016: „Kindernöte“. LIT Verlag Berlin 2017, S. 67 – 89.

[2] Die Zitate im Text resultieren aus Interviews, die im Anschluss an ein Projekt zur Kindheit und Jugend nach dem Zweiten Weltkrieg in Bremen geführt wurden. Siehe dazu auch: Schulmuseum Bremen (Hrsg.): Hunger - Demokratie - Rock 'n' Roll. Kindheit und Jugend 1945 bis 1960. Bremen 2014. Innerhalb des Projekts hatte ich mich vor allem mit den Lebens-und Entwicklungsbedingungen der kurz vor dem Krieg und der im Krieg geborenen Kinder und Jugendlichen beschäftigt. (Vgl. Stöcker 2014) Die im Folgenden verwendeten Namen „Werner“ und „Georg“ entsprechen nicht den realen Namen der Zeitzeugen.

Georg und Werner sind zwei jener - männlichen - Zeitzeugen der Jahrgänge 1927[3] bis 1929, deren Kindheit und Jugend im Folgenden anhand von Selbstdarstellungen und Reflexionen im Vordergrund stehen sollen. In einem ersten Abschnitt werde ich die Entwicklung von Werner und Georg bis zum Mai 1945 nachzeichnen. Dabei interessiere ich mich vor allem für den Prozess und die Motive der subjektiven Nazifizierung der Kinder und Jugendlichen. In einem zweiten Abschnitt folgt die entsprechende Darstellung ihrer späteren Entwicklung unter der Perspektive ihrer subjektiven Ent-Nazifizierung und Demokratisierung. Dabei verweise ich auch auf allgemeine Aspekte dieser Prozesse[4] und lege mein Augenmerk besonders auf die Bedeutung der Eltern in ihren Biografien sowie auf die Bedeutung „signifikanter Bezugspersonen". [5]

Es gab da die Möglichkeit, was zu werden

Werner wurde in einem Dorf an der Stadtgrenze von Bremerhaven (damals Wesermünde) geboren. Sein Vater war Telegrafenhilfsarbeiter bei der Deutschen Reichspost, „an sich ein Choleriker und streng, aber auch ein Vorbild an Einsatzbereitschaft und Fürsorge." Mit seinem Eintritt in NSDAP und SA am 1. April 1933 habe er gewiss auch die Hoffnung und den Wunsch verbunden von „immer noch ganz unten [...] mal voran (zu) kommen". Seine „sehr gütige" Mutter wollte vor allem, dass die Kinder „vorankommen". Denn sie hatte anders als ihr Bruder nicht zur Höheren Schule gehen können und musste ihren „Traum, Lehrerin zu werden" aufgeben.
Werner wurde in der Eltern- und Großelternfamilie „im Gehorsam erzogen", dazu am Esstisch zu schweigen, nicht vorlaut, verlässlich und pflichtgemäß zu sei. Zwar habe er zuhause „nicht sein eigenes Denken abschalten müssen". Doch hält er es heute für möglich, dass es ihm wegen dieser Gehorsamserziehung im DJ „ein bisschen leichter gefallen ist mit Kommandos, exerzieren und marschieren, antreten und befehlen".

1934 wurde Werner eingeschult. Sein Lehrer drang darauf, er müsse aufgrund seiner guten Leistungen auf die Oberschule. Da sein Vater das Schulgeld für die Höhere Schule keinesfalls bezahlen konnte, beantragte er Schulgeldfreiheit für seinen Sohn. Dafür sei seine Parteimitgliedschaft hilfreich gewesen. Werner musste sich nun - erst recht, da er bereits nach drei Grundschuljahren in die Oberrealschule eintrat - anstrengen, „die entsprechenden Leistungen zu bringen" und die „Forderung [...] einer gewissen

[3] Einen Zeitzeugen des Jahrgangs 1927 habe ich persönlich nur noch kurz vor seinem Tod sprechen können. Er verwies mich dabei auf sein Buch „Formeln, Fahnen, Flakgeschütze. Eine deutsche Jugend zwischen Schule und Kriegsdienst (1934 - 1947)". Oldenburg 1999. Da jedoch über die 1927-er Generation der sog. Flakhelfer mittlerweile zahlreiche Literatur vorliegt (vgl. Schörken 2004) und da ich auf die lebendige Begegnung im Gespräch als zusätzliche Möglichkeit, mein Gegenüber zu verstehen nicht verzichten wollte, wird er hier nicht vorgestellt.
[4] Vgl. z. B. Aspekte der Nazifizierung in Stöcker 2015, S.245 f.
[5] Damit folge ich W. Klafki 1991, v.a. S.165 und 169.

Treue zum System lag da natürlich auch drin“. Einen seiner neuen Lehrer schätzte Werner sehr, doch der wurde gleich 1939 Soldat und kehrte nach schwerer Verwundung nie mehr an die Schule zurück.[6] Danach waren die Lehrer dann „alte Knacker, deutschnational, für die der Versailler Vertrag auch ein ‚Schandvertrag‘ war.“ In der Oberschule begegnete Werner nicht nur neuen Anforderungen, sondern auch einer unvertrauten sozialen Welt. Er schildert sie am Beispiel von Besuchen bei zwei Klassenkameraden, die Arztsöhne waren: „Das war ganz eigenartig, wie die so reden. Bei uns gab es kurze Sätze. Diese andere Sprache kam mir ein bisschen doppelbödig vor.“ Auch anderes war ihm eine „Herausforderung, beispielsweise der Umgang mit Messer und Gabel“. In solchen Situationen bekam er „Herzklopfen, es war mir irgendwie etwas Unheimliches, Fremdes und ich wollte mich auch nicht blamieren“.

1938 trat Werner ins DJ ein. Er erinnert „viel Sport, damals vor allem noch Wettkämpfe in Schlagballwurf, Laufen und Springen“. Nach dem Kriegsbeginn kamen Handgranatenwerfen oder Kleinkaliberschießen hinzu - mit „entsprechender Erklärung, wozu das alles diente. Im Gelände gab es jetzt auch immer irgendwo einen vorgestellten Feind.“

Im DJ hatten die Oberschüler gegenüber den Dorfschuljungen eine besondere Position, „einfach, weil wir besser reden konnten“. Für sie gab es die „Möglichkeit, was zu werden, und so wurde ich dann noch mit 13 Jahren Jungzugführer - das sind so Einheiten von 30 Jungs - und als dann die Älteren, die vor mir waren, 1943, 1944 alle Soldat wurden, musste ich auch die Führung des Fähnleins übernehmen.“ Diese Aufstiege waren bedeutsam für Werners „eigenes Selbstgefühl, also man war plötzlich wer, man war anderen vor-gesetzt. Alle militärischen Formen, auch mit Gegröle und Befehlen und Schleifen hatte man selbstverständlich übernommen. Dann mussten alle strammstehen, sich dem Kommandierenden zuwenden und Haltung annehmen. Wenn die Linie nicht gerade war, dann wurde gebrüllt. Dann wurde kommandiert: Achtung, in Dreierreihe angetreten, marsch, marsch, links rum, rechts rum, den Abstand halten. Das war ein Stück Machtausübung“.

Geländespiele hat Werner eher gefürchtet: „Das waren solche Situationen, wo viel Wert auf Männlichkeit gelegt wurde, also, dass man stark sein sollte, dass man keine Angst hatte und so weiter. Und da gab es natürlich so Situationen - ich war nicht der Kräftigste - wo man sich gefürchtet hat. Wenn zum Beispiel mit dem Nachbarfähnlein ein Geländespiel verabredet wurde, bei dem man sich dann prügelte. Man war ja vielleicht der Schwächere, man war unterlegen.“

Für seine Identifikation mit der HJ spielten Symbole, Lieder und das gemeinsame Singen eine große Rolle. „Das waren sehr eingängige, zum großen Teil auch fröhliche, sowieso immer auf Marschmusik getrimmte Lieder und dazu so Zeilen wie ‚die Fahne ist mehr als der Tod‘.“ Dabei habe er „bei sich so was Dumpfes, Geheimnisvolles empfunden, fast religiös. Das hat sich so eingeschlichen“.

[6] Werner machte ihn lange nach dem Krieg wieder ausfindig und blieb mit ihm bis zu seinem Tod im Kontakt.

Als nach einem alliierten Luftangriff am 18. September 1944 alle Schulen in Bremerhaven geschlossen wurden, wurde Werner mit einer altersmäßig jungen Restgruppe seiner Klasse im Oktober in die KLV nach Sachsen evakuiert. Die älteren Schüler seiner Klasse wurden als Flakhelfer eingesetzt. Werner wurde Lagermannschaftsführer in der Nähe von Bautzen.[7] Im Dezember teilte ihm dann sein Lagerleiter, ein Lehrer seiner Bremer Schule mit, dass Werners Jahrgang zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach Schlesien einberufen werden sollte. Da die rote Armee schon an den Grenzen des Reichs stand, schickte dieser Mann ihn nachhause: „Der hat mir vielleicht das Leben gerettet."

Zurück in Wesermünde meldete er sich wieder beim HJ-Bann. Er wurde zum Kriegshilfsdienst als Straßenbahnschaffner verpflichtet. Nach seiner Einberufung zum RAD am 1. März diente er nicht mit dem Spaten, sondern wurde militärisch ‚ausgebildet'. Anfang April 1945 wurde er mit einer Division per Bahn und in Nachtmärschen nach Osten, in ein Mecklenburgisches Dorf nördlich von Berlin verlegt. Dort gruben sie sich ein, um einen Angriff der roten Armee zu erwarten, Werner als Richtschütze an einem Granatwerfer. Er erinnert: „Wir haben uns wie Kinder gefreut, dass man unseren Unterstand auf fünf Meter Entfernung nicht sehen konnte; das Loch was wir gegraben hatten, mit dem Geschütz unten drin und rund rum die Kante mit Rasenplacken abgedeckt." Mit dem ersten Geschütz- und Gewehrfeuer von verschiedenen Seiten entstand in Werners Einheit ein orientierungsloses Chaos: „Wozu gehören wir? Wo liegt wer?"[8] „Ich habe noch Maschinengewehrfeuer im Ohr, wohl von Kräften, die den Rückzug nach Westen gedeckt haben, vielleicht erfahrenere Einheiten als wir." Der Rückzug ging dann in Flucht und Auflösung über: „Wenn schon, wollten alle in amerikanische oder britische Gefangenschaft kommen."

In einer moorigen Gegend nahm sich ein junger Feldwebel, der sich dort auskannte, der Gruppe von sieben oder acht Jungs an, zu der auch Werner und zwei seiner Freunde gehörten und führte sie über Nebenwege Richtung Westen. Auf einer parallel laufenden Straße konnten sie die russischen Panzer sehen, die in die gleiche Richtung fuhren. Sie hatten beständig Angst gefangen zu werden. Später entkamen Werner und ein Freund - einer hat es nicht geschafft - knapp der vorrückenden russischen Armee auf einem der letzten Fahrzeuge mit flüchtenden Soldaten. Diese Flucht in auch innerer Auflösung dauerte etwa eine Woche. Werners Erinnerungen daran sind eher bruchstückhaft, aber er weiß genau, dass es der 7. Mai war, als aus der Ferne ein Soldat in unbekannter Uniform auf ihren kleinen Trupp zukam: „Es war ein Ami. Uns erschien er wie ein Engel." Er führte sie in das Kriegsgefangenenlager.

---

[7] An einem Lehrgang an einer Reichsführerschule hatte er bereits 1942 teilgenommen, bevor er im Oktober 1942 erstmalig als HJ- Lagerführer etwas jüngere Bremer Schüler in die KLV begleitete. Im Januar 1943 wurde er dann zurückbeordert, um große Versäumnisse in der Schule zu vermeiden.

[8] Werner vermutet, sie könnten Teil der „Geister - Armee Wenck" gewesen sein.

Ich verstehe, dass Werners Identifikation mit der HJ seiner Freude am sportlichen Wettstreit entspringt, am männlich soldatisch erlebten Singen und Marschieren hinter der Fahne, den erhebenden pseudoreligiösen Erlebnissen bei Feiern. Wesentlich erscheint die Freude an der Macht und das Bedürfnis ‚aufzusteigen', seinen Status zu verbessern. Für Werner bleibt dabei die Beziehung zur Familie fraglos. Die unter der NS-Parole „Jugend wird von Jugend geführt" intendierte Schwächung und Abwehr elterlicher Ansprüche und Einflüsse und die Herauslösung der Jugendlichen aus den persönlichen Beziehungen scheint für Werners Entwicklung eine geringe Rolle zu spielen. Mit der militärischen Ausbildung und dem Einsatz in den letzten Kriegswochen spürt Werner sein Ausgeliefertsein und seine Ohnmacht, die Unüberschaubarkeit dessen, was mit ihm geschieht. Er erlebt sich als „kleines Rad" im Getriebe. Die vor der angekündigten Schlacht anwachsende Anspannung und Angst kompensiert er in der „kindlichen Freude" über die gelungene Tarnung seines Geschützes, so als wäre es ein Spiel. Nach Tagen panischen Entsetzens und der Orientierungslosigkeit der Flucht gelangt er in Gefangenschaft, einerseits erleichtert, andererseits fühlt er sich ganz unten, wo er doch nach oben wollte.

Das schmeichelte mir natürlich sehr

Georg wurde 1929 geboren. Sein Vater war Volksschullehrer in Bremen. Er konnte noch einmal studieren, promovierte 1928 und wurde danach Studienrat an einer Oberschule im Bremer Westen, 1938 wurde er Direktor einer Bremer Behörde. Als Veteran des Ersten Weltkriegs war er im Stahlhelm organisiert, der nach 1933 in die SA überführt wurde. Georg beschreibt ihn vor allem als „strebsam" und „freisinnig". Für seinen 1929 geborenen Sohn war er ungenügend präsent. Georgs Mutter war durch ihre dörfliche Herkunftsfamilie eher „deutschnational" geprägt. In ihrer Familie habe man auch Bemerkungen über „Viehjuden" gemacht. Ihr Tagebuch[9], in dem sie über Georgs Entwicklung berichtet, zeigt sie zugewandt vor allem dann, wenn Georg brav war und schnell lernte. Bereits mit fünf Monaten wurde er auf dem Topf festgebunden, obwohl er, wie auch berichtet wird, erst mit sieben Monaten allein sitzen konnte. Bis in die Schulzeit hinein entfaltete sich ein verzweifelter, wütender und trauriger Kampf um Georgs „Sauberkeit". Wenn er „artig", ein „Musterboy" oder „der beste Junge am ganzen Strand" war, vergötterte sie ihn, wenn sie enttäuscht, verärgert oder wütend war, gab es Prügel und andere demütigende Strafen.

Georg wurde 1936 eingeschult. Bis heute schwärmt er von seinem ersten Lehrer: „Das war so ein Vollblutlehrer". Dieser Lehrer bleibt einer von zweien, denen er sich noch als Erwachsener verbunden fühlt. Ein besonderer Monat in Georgs Leben war der April 1940 - seit einem halben Jahr führt Deutschland Krieg: An „Führers Geburtstag" wurde er mit allen Kindern seines Jahrgangs in das DJ aufgenommen. Zur gleichen Zeit wechselte Georg von der Grundschule zum Gymnasium. Nach dem

[9] Im Besitz von Georg. Das liebevoll gestaltete Tagebuch enthält auch zahlreiche Fotografien.

Willen seines Vaters musste Georg das humanistische Traditions-Gymnasium in der Innenstadt besuchen. Er hatte sich gewünscht auf die Oberschule im Stadtteil zu gehen, an der sein Vater bis vor kurzem Lehrer gewesen war. Diesem war es jedoch wichtiger, dass sich seine ehemaligen Kollegen bei der Bewertung seines Sohnes nicht befangen fühlen sollten, als Georgs Wunsch mit den Freunden aus Grundschule und Nachbarschaft zusammenzubleiben. Am elitären Gymnasium für Jungen fühlte Georg sich fremd. Seine Mitschüler kamen aus andern sozialen Schichten. Seine Lehrer waren „keine Lehrer, sondern Studienräte". Diese Unterscheidung ist ihm bis heute wichtig. Mit der Bezeichnung Studienrat verbindet er unpersönliche Wissensvermittlung, Kälte und Desinteresse, mit Lehrer das Erleben von Zugewandtheit, Anerkennung und Freundlichkeit. Aber auch an der neuen Schule fiel ihm das Lernen nicht schwer.

Seine Spielkameraden aus der Straße traf Georg im DJ wieder. Er stieg bald in Führungspositionen auf. Ab Januar 1943, dreizehn Jahre alt, führte er einen Zug mit etwa vierzig, auch älteren Jungen. Er trug die „Grüne Schnur" und hatte „also drei bis vier Jungenschaftsführer unter sich und die Hordenführer sowieso". Ihm gefiel es, seinen Zug dem Schulhof antreten zu lassen, Meldung entgegenzunehmen, einen Uniformappell zu machen, dann Marschieren zu üben, zu kommandieren und zu singen. Bei Geländespielen war er Anführer oder Kommandogebender, übte Geländezeichen oder Geländekarten lesen. Bei Heimabenden wurde gesungen oder etwas vorgelesen oder vorgetragen „über unseren geliebten Führer, Helden wie Blücher, Gneisenau oder Schlageter." Dabei war Georg nicht nur die „institutionelle Autorität, die war ausgewiesen durch die Schnur die man trug", wichtig, sondern vor allem „diese persönliche Autorität, dass die Jungen gern diesen Dienst machten, ob sie gern mitgingen. Da spürte man ja, ob man, ich hätte beinahe gesagt, geliebt wurde". Deshalb bereitete George alle Aktivitäten penibel vor, wie seine bis heute erhaltenen Vorbereitungshefte belegen. Neben all dem machte Georg einen Erste-Hilfe-Kurs, wurde dadurch „Feldscher". Er ließ sich auch zum Reichsluftschutzmelder ausbilden und hielt dann Nachtwachen in der Schule um die „Heimat gegen die mörderischen Angriffe zu verteidigen".

Im August 1943 wurde Georg wegen der zunehmend schweren Luftangriffe auf Bremen mit den unteren fünf Klassenstufen seiner Schule in die KLV nach Sachsen evakuiert. Über Heimweh bei der Ankunft, über die Sorge um die Eltern und die Geschwister zuhause - auch das Elternhaus wurde bei einem Bombenangriff zerstört - spricht Georg erst auf Nachfragen. Auch in der KLV wurde Georg schnell in führenden Positionen eingesetzt. Nach einem Lehrgang an einer „Reichsführerschule" wurde er im März 1944 Lagermannschaftsführer und KLV-Standortführer. Im Herbst 1944 erhielt er seine Ernennung zum Hauptlagermannschaftsführer und war für 16 Lager im Bezirk mit etwa 800 Schülerinnen und Schülern verantwortlich.[10] „Das schmeichelte mir natürlich sehr." Mit der nun sichtbaren Insignie der Macht, der

[10] Der Hintergrund dieses raschen Aufstiegs ist die immer frühere Einberufung der Älteren als Falkhelfer und Soldaten. Georg: „normalerweise wäre man da erst mit 17, 18 hingekommen."

weißen Schnur an der Uniform, genoss er, dass ein früherer Rivale aus Bremen ihn nun zuerst grüßen musste und dass bei seinen Inspektionen als Hauptlagermannschaftsführer andere Lagermannschaftsführer Meldung zu machen hatten. Dabei befriedigte es ihn besonders, wenn sie einen höheren Dienstrang hatten als er, ihm aber der Stellung nach untergeordnet waren, Älter waren sie ohnehin fast alle. Stolz und Befriedigung steigerten sich auch dadurch, dass er nun mehrere Mädchenlager zu führen hatte. Gleichzeitig war er seinem „Direx“, dem Lagerleiter, nun nahezu gleichgestellt. Aber: „Meinem Direx gegenüber habe ich mir immer gesagt, wenn wieder normale Zeiten kommen und wir sind wieder in Bremen, dann kann es dir sehr schaden, wenn du dich hier mausig machst.“ Besonders gerne erinnert sich Georg an ein gemeinsames Sportfest mehrerer Lager: „Ich sehe mich heute noch, wie ich als 14-Jähriger dort stehe und dann sind die alle im Karree aufmarschiert und mussten singen, wenn ich das sagte. Und ich habe die Siegerpreise verteilt und die mussten vorkommen, Hand schütteln und dann kommen so schnuckelige Mädchen. Ich sah damals gut aus und lief dann auch rum, geschmückt mit den vielen Abzeichen, die man hatte und ich war sportlich und auch durchaus patent. Und ich weiß, wenn ich von der Schule kam, dann hingen die Mädchen aus dem Fenster und schrien über die Elbe rüber ‚Georg, Georg‘. Na ja, welchem 14-Jährigen imponiert das nicht, wenn er da entlang stolziert.“ Aufgrund seiner Stellung genoss Georg auch andere Freiheiten, beispielsweise den Besuch von Filmen, für die er eigentlich noch nicht alt genug war. Wollte ihn der nächtliche HJ-Streifendienst kontrollieren, brauchte er ihm nicht Rede und Antwort zu stehen. Aber Georg stand auch unter großem Bewährungsdruck: So erwarb er immer neue Leistungsabzeichen, u.a. die verschiedenen Schießabzeichen. Er war selbst ein guter Sportler, beim Laufen, Fechten, Boxen und er war auch der beste Schüler seiner Stufe:“Ich war Primus Omnium!“

Mit dem Näherrücken der Front wuchsen auch bei einigen Schülern die Zweifel am „Endsieg“. So machte ein Schüler „bissig aufrührerische Bemerkungen“ indem er Nachrichten aus dem Wehrmachtsbericht mit Zitaten aus „Mein Kampf“ garnierte. Ein anderer schrieb in einem Brief an die Eltern „über die blöden Unteroffiziere, die nur rumschreien können und ungebildete Kerle sind“, was bei der Briefzensur entdeckt wurde. Wegen dieser Vorfälle wurde Georg als der Verantwortliche zum Dresdener Gebietsbeauftragten der HJ für die KLV zitiert. Der putzte Georg herunter, er habe das doch mitgekriegt, er hätte das melden müssen. Als Georg erwiderte, das könne man doch nicht ernst nehmen, riss er ihm Spiegel und Schulterklappen herunter und schickte ihn zurück ins Lager, wo er seinen Dienst weiter machte, als ob nichts geschehen wäre. Seine eigenen Zweifel habe er damals nicht wahrgenommen. Allerdings habe er in einem Brief nach Hause schon von den Kompanien ‚abgerissener‘ Soldaten geschrieben, die durch die Stadt zogen: „Mein Gott, ich sehe die heute noch vor mir, wo wollte man mit solchen Resttruppen noch den Krieg gewinnen?“ Nach der Bombardierung Dresdens im Februar 1945 gelang es dem Schulleiter nach zehn Tagen, einen Zug für die Rückkehr nach Bremen zu organisieren. Der brauchte dann 51 Stunden bis er im zerstörten Bremen ankam.

Dort wurde Georg als Fähnleinführer eingesetzt und ließ sich Ende März gegen den Widerstand seiner Eltern in die Wehrstammrolle eintragen. Er wurde als 15-Jähriger zum Kriegseinsatzführer ernannt. Bei letzten Kämpfen gegen die vordringenden Britischen Truppen wurden fünf Jungvolkführer aus dem von ihm geführten Zug der zusammengewürfelten Kompanie erschossen. Da er wegen seiner blutigen Füße einen weiteren „Gewaltmarsch" aus einer Einkesselung nicht mehr durchhalten konnte, schickte ihn sein Kompanieführer nachhause. Er bewegte sich durch die Stadt ohne jedes Gefühl. „Dann war mir plötzlich bewusst, wenn du nicht aufpasst, erwischt es dich auch, und dann war da die Überzeugung, diesen Untergang des Reichs, diesen Zusammenbruch wollte ich eigentlich nicht überleben. Ich trug ja Pistole." In einem Garten völlig allein - Mutter und Geschwister waren auf dem Land, der Vater irgendwo in der Stadt - grub er sich sein „Schützenloch".

Meinem Verständnis nach hat sich Georg in seinem Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Anerkennung und Einfluss dem DJ in der Gesamtheit seiner Ideologie und Praxis, dem „Führer" und seinen Helden in einem fast familiären Sinn verbunden. Schon durch den aufgezwungenen Übergang zum ‚fremden' Gymnasium sucht Georg vermehrt Sicherheit und Anerkennung im DJ, seinen Unternehmungen, Ordnungen und Ritualen. Im nächtlichen Wachen des 13-jährigen Luftschutzhelfers über ‚seine Schule', fühlt er sich als „Verteidiger der Heimat", die das Zuhause bei Vater und Mutter ersetzt. In seinem raschen Aufsteigen sehe ich die missbräuchliche Funktionalisierung seiner Fähigkeiten und die wachsende Überforderung, die Georg aber als Anerkennung und Stachel für seinen Ehrgeiz erlebt. Die seit Ende 1944 „unbewusst" wachsenden Zweifel Georgs verlangen ihm ein hohes Maß an Wahrnehmungsabwehr ab. Um angesichts der Realität im Frühjahr 1945 seinem verinnerlichten Führungsanspruch nachzukommen und um einen Zusammenbruch von Glauben und Überzeugungen zu verhindern,[11] mobilisiert er „unbewusst" überkompensatorischen Kampfeswillen: Mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft will er den Feind aus dem Land kämpfen. Dann erlebt er nur etwa zwei Wochen später „das Ende" um so vernichtender. Alles wofür er sich eingesetzt und woran er geglaubt hatte, ging unter. Seinen suizidalen Impuls könnte man als ein finales Aufbäumen der „Macht" in ihm gegen die Wahrnehmung des Untergangs verstehen, mit dem er das Vernichtungsstreben des NS an sich selbst vollzogen hätte.

[11] Das noch vorhandene Dokument einer „Inventarliste", die Georg noch am 6. 4. 1945 erstellte, versammelt das Eigentum der Bremer HJ, wie „Wimpel", „Trommel", usw. und bei wem sie untergebracht sind. Die Liste verstehe ich als Dokument eines konservatorischen Versuchs, die Symbole einer vergehenden Welt vor dem Untergang zu bewahren und das, was ihm selbst einmal bedeutsam war, in Sicherheit zu bringen. (Im Archiv des Bremer Schulmuseums)

Wir hatten ja nicht gelernt zu diskutieren

Im Gefangenenlager lebten Werner und sein Freund vier Wochen lang. Hier wurde er 17 Jahre alt. Nachts malten die beiden sich aus, welchen Kuchen ihre Mütter bei der Heimkehr backen, welches Essen sie kochen sollten.

Ende Mai wurden sie nach Schleswig-Holstein transportiert und dort an die Engländer übergeben. Als sich im Juni Entlassungen andeuteten, gab Werner sich als Landarbeiter aus, „die wurden ja gebraucht, damit die Ernte 1945 eingebracht werden konnte." Anfang Juli wurde er mit anderen auf einen Lastwagen verfrachtet und landete wieder in Bremerhaven auf einem Schulhof. Dort sind wir „dann noch richtig in einer Formation angetreten, wurden aufgelöst oder verabschiedet. Ich stand im vordersten Glied, sah meine Mutter am Schulhoftor stehen." Wieder zuhause war Werner erleichtert, dass die ganze Familie da war. Hier spürte er zugleich auch, „dass das Gebäude, in dem man vorher existiert hat, mit Uniform und Regeln und Organisation und auch bestimmten Vorgaben, das war ja auf einmal alles weg. Als ich nach Haus kam, gab es ja meine Uniform nicht mehr. Es gab meine Abzeichen, mein Fahrtenmesser, das alles gab's nicht mehr. Da war nur die Erfahrung, dass vieles, was einem geschätzte Menschen, wie Lehrer und Jungvolkführer erzählt hatten, jetzt in der Katastrophe nicht mehr trug." Das Gefühl einer „großen inneren Leere, weil alles woran ich geglaubt hatte, nicht mehr stimmte" begleitete ihn in den nächsten Jahren.

Wie beschreibt Werner seine weitere Entwicklung? „Das hat sich dann immer mit einzelnen Erfahrungen, Begegnungen verknüpft": Mehrfach nennt er mit großer Dankbarkeit, „dass es da diesen jungen Feldwebel gegeben hat, der nichts weiter im Kopf hatte, als uns in die Sicherheit zu führen. Dass es jemanden gibt, der einem in einer ausweglos erscheinenden Situation plötzlich hilft, das ist eine bedeutsame Erfahrung. Wie hätten wir 16-Jährigen, die wo ganz anders her stammten uns da in Mecklenburg zurechtfinden sollen? Wie hätten wir wissen sollen, in welche Richtung wir überhaupt laufen müssen? Am Anfang wurden wir noch kommandiert, aber das löste sich immer mehr auf und wir waren nachher versprengte einzelne Trupps, die auf sich selbst angewiesen waren. Und wenn man dann so jemanden findet, das ist dann dieses ganz Existentielle. Und was die Nazis mit uns gemacht haben, das ist eigentlich erst Stück für Stück ins Bewusstsein gedrungen. Natürlich auch was man geglaubt hatte."

Als Landarbeiter aus der Gefangenschaft entlassen, musste er bei einem Bauern arbeiten, bei dem er selbst zu Kräften kam und erste Anerkennung für seine tatkräftige Hilfe erhielt: „So verging der Sommer, ein wunderbarer Sommer". Bei Wiedereröffnung der Schulen in Bremerhaven im Oktober 1945 meldete er sich zu einem Lehrgang für Kriegsteilnehmer zur Erlangung der Hochschulreife und machte 1946 Abitur. Er war dort einer der Jüngsten. Nun wollte er Lehrer werden. In Begleitung seiner Mutter, sprach er bei Walter Zimmermann vor, der von 1914 bis 1916 Lehrer von Werners Mutter gewesen war und den die amerikanische Militärbehörde als Schulrat eingesetzt hatte. Bereits 1945 war

ein neues pädagogisches Seminar eingerichtet worden, um den großen Lehrermangel nach Krieg und Ent-Nazifizierung durch die Ausbildung junger Lehrer zu beheben. Werner wurde ins Auswahlverfahren aufgenommen und nach bestandener Aufnahmeprüfung Lehrerseminarist. Angesichts des großen Lehrermangels musste er nach drei Wochen Hospitation an der Ausbildungsschule 16 Wochenstunden unterrichten und wurde kurz vor seinem 19. Geburtstag Klassenlehrer einer sechsten Klasse mit 52 Jungen. An den Nachmittagen nahm er am Seminarunterricht der Dozenten für Psychologie, Pädagogik und alle Unterrichtsfächer teil, in der Nacht bereitete er seinen Unterricht vor. In dieser Zeit habe er auch zahlreiche Bücher[12] gekauft, die er gerne lesen wollte, sei aber zu deren Lektüre kaum gekommen. Eugen Kogons „Der SS-Staat" habe er 1951 gelesen. Werner schildert seine begierige Suche nach neuen Beziehungserfahrungen und Vorbildern in dieser Zeit. So berichtet er von einem Studienrat, „der nicht gesagt hat ‚wenn du das nicht kannst, gehörst du nicht hierher', sondern ‚meldet euch ruhig, ich erkläre es euch noch mal' und das hat der auch getan". Auch der Rektor seiner Ausbildungsschule wird ihm ein Vorbild, sowohl was dessen Umgang mit Schülern angeht, als auch in seinem Verhältnis zu den Seminaristen. Dieser Rektor lud die Seminaristen in den „Kohleferien" des Winters 1946/47 in sein Dienstzimmer ein und öffnete „seinen pädagogischen Medizinschrank. Er erklärte und beriet, wie man Das und Jenes veranschaulichen kann." Es habe ihn, Werner, sehr geprägt, „dass jemand sich bereitgefunden hat, uns jungen Leuten etwas abzugeben". Und der gleiche Rektor beeindruckte ihn damit, wie er eine dienstliche Verfehlung Werners als Neulehrer taktvoll und ohne Demütigung kenntlich machte. Auf die Gefühle und Gedanken des damaligen Seminaristen zur eigenen Lebensgeschichte im Nationalsozialismus angesprochen, antwortet Werner: „Was so die innere Befreiung angeht, das hat man sich eigentlich nicht so bewusst gemacht. Das hat sich niedergeschlagen in der eigenen Tätigkeit. Dadurch, dass es für mich die Möglichkeit gab, schon 1945 wieder die Schulbank zu drücken, konnte man auf etwas hinarbeiten. Und weil wir alle Kriegsteilnehmer waren, war auch klar, was wir alle erlebt hatten und dass wir das hinter uns lassen wollten." Ein Jahr später absolvierte er die erste Lehrerprüfung. Er wurde dann sehr rasch als Lehrer mit vollem Stundendeputat angestellt. Werner schildert die „lebendige und fröhliche Arbeit", die im Kollegium entstand, unter verschiedenen Perspektiven: „Wir waren alle so dankbar, dass wir jetzt endlich etwas tun konnten, was uns überzeugte. Wir hatten ja die Erfahrung gemacht, dass etwas zerbrochen war, wofür wir uns als Jugendliche eingesetzt haben, woran wir geglaubt haben. Das hat eine große Enttäuschung und eine große Leere im Werteaufbau hinterlassen. Schelsky nannte uns die skeptische Generation. Und diese Skepsis gegenüber behaupteten und aufgesetzten Wahrheiten hat mich als ein gewisses Grundmisstrauen mein Leben lang begleitet." Die Fröhlichkeit in der Arbeit entsprang aber auch der Tatsache, „dass man uns diese Arbeit zutraute, darin lag ja auch ein Vertrauensvorschuss". Besonders die Arbeit mit den Kindern seiner ersten Klasse gehört für ihn in diese fröhliche Zeit: „Wir, ich war ja nur 6 Jahre älter als meine Schüler, waren befreit von Zwängen, Druck und Angst. Das

[12] Werner nennt Bände aus Rowohlts 1950 aufgelegter neuer Taschenbuchreihe der Weltliteratur, ebenso Bände des Europäischen Buchclubs (später Büchergilde Gutenberg).

Vakuum im Herzen füllte sich nun mit neuen Erfahrungen eines Lehrers, der diesen so wissbegierigen Kindern begegnen konnte. Ich habe wahrscheinlich vieles in mir selbst auch durch den Umgang mit meinen Schülern entwickelt und verändert. Also für mich als Lehrer war klar, solange du Lehrer bist, willst du dazu beitragen, dass diese dir anvertrauten Kinder so etwas nicht erleben müssen, was du erlebt hast.“ Nach der ersten Lehrerprüfung 1947 war es Werner „fast selbstverständlich, in den Lehrerverein einzutreten. Und das was da ablief! Wir hatten ja nicht gelernt zu diskutieren, wir hatten gelernt zu befehlen und zu gehorchen, aber die Meinung des Anderen aufzunehmen und die eigene Meinung zu äußern, das hatten wir nicht gelernt. Wenn ich mich anfangs in den Versammlungen nicht traute etwas zu sagen und dann stand ein anderer auf und sagte genau das, was ich sagen wollte, habe ich mich geärgert. Von da an habe ich mich bemüht, auch mal meinen Arm zu heben, das übt dann.“

Ich war voller Ressentiments

Auf sich allein gestellt ging Georg aus der zerstörten Stadt hinaus zu „so was Ähnlichem wie Verwandtschaft“, zu Menschen, bei denen er sich willkommen wusste. Er half in der Landwirtschaft, kümmerte sich um Tiere, pflügte und bekam dafür Bett und Mahlzeiten. Im September 1945 erhielt er den Befehl, sich in Bremen zum „Strafdienst“ einzufinden: Alle ehemaligen Jungvolkführer wurden „rekrutiert“, um sinnvolle Arbeit zu machen, Bombentrichter zuzuschütten, Trümmer wegzuräumen. „Jetzt waren wir wieder zusammen, diejenigen, die in der KLV etwas zu sagen gehabt hatten. Wir kriegten Essen, das war alles in Ordnung. Aber es gab dort Aufseher, die einen Spaß daran hatten, uns als ‚Nazischweine‘ zu beschimpfen. Das hat mich schwer getroffen. Wieso waren wir Nazischweine mit unseren sechzehn Jahren?“ Diese Beschimpfung kennzeichnet Georg als Beginn seiner lang dauernden Vergangenheitsbewältigung. „Erst nach meinem Abitur 1949 habe ich voll und ganz akzeptiert, dass ich Verbrechern gefolgt bin. Ich wollte auch lange nicht die Verbrechen in den Konzentrationslagern wahrhaben. Ich war immer noch der Meinung, das ist Feindpropaganda.“ In Bremen waren die Schulen 1945 zu mehr als 70 Prozent zerstört oder schwer beschädigt. Daher konnten die Höheren Schulen erst am 1. Dezember den Unterricht wieder aufnehmen. In dieser Zeit half Georg den Lebensunterhalt für seine wieder vereinte Familie zu sichern. Der Vater war dienstentlassen, die Mutter bemühte sich, die Familie über Wasser zu halten. Georg ging mit ihr auf Hamsterfahrt oder klaute Holz, damit sie heizen konnten.

Viele Jahre sei er ein Suchender gewesen, sagt Georg im Rückblick. So habe er in einem der zahlreichen Vorträge, die er besuchte, von Albert Schweitzer erfahren. Daraufhin habe er sich dessen Bücher „reingezogen, das könnte ein Weg sein“. Eine weitere Suchrichtung beschritt er mit der Rezeption von Musik und Theater. Es gab regelmäßig Konzerte für junge Leute mit Einführung und Erklärung. Er ist in fast jedem dieser Konzerte gewesen. Schauspiel und Oper fingen zunächst in einer Schulaula an. „Nathan, der Weise“ war die erste Aufführung. Er lernte Hasenclevers „Antigone“, Zuckmayers „Des Teufels General“, französische und englischsprachige Autoren kennen, von denen er bisher noch nie

etwas gehört hatte. Mit seinem Bedürfnis nach Gesprächen traf er bei seinen Lehrern auf Mauern des Schweigens: „Keiner hat mit uns gesprochen. Wo konnte man als inzwischen gerade 16-Jähriger hingehen, wo konnte man damit fertig werden?“ Auch mit dem Vater gelang kein Gespräch. Aus dieser Not heraus orientierte er sich wieder auf den Kreis ehemaliger HJ-Führer. Sie trafen sich, versuchten miteinander zu sprechen, lasen, diskutierten. In diesem Kreis erfolgten erste Distanzierungen vom Nationalsozialismus. Sie lasen das erste Mal „Mein Kampf“ und Georg begann bewusst zu begreifen: „Das konnte ja nur zu diesem Ende führen.“ Aber erst 1949, als ihm Bilder aus den Vernichtungslagern gezeigt wurden, musste er „die ganze Ungeheuerlichkeit“ der NS-Verbrechen anerkennen. Georg sagt, er habe von 1949 an zehn Jahre gebraucht, bis er in sich „einen genügend festen Grund“ und eine Lebensaufgabe fand.

Im Frühjahr 1946 gründete Georg mit einigen anderen ehemaligen HJ- Führern eine Jugendgruppe, „Hansische Jungschar“ nannten sie sich. In einem kleinen handgeschriebenen „Manifest“[13] ordnete er seine Vorstellungen für diese Gruppe. Im Vorwort wird deutlich, wie sehr es ihn damals schmerzte, dass er und die anderen Jugendlichen so sehr auf sich selbst gestellt waren. Der Leser spürt aber auch Georgs Trotz, wenn er schreibend seine Überzeugung entwickelt, dass „Kameradschaft und Gemeinschaftserlebnis“ über alle Gegensätze hinweg so wichtig seien, dass sie nicht entbehrt werden könnten. Er formuliert nun Ideale, wie „echte“ Kameradschaft, einen „ehrlichen Ton“ statt „hohler Phrasen“, „Mut, anderen Menschen seine Überzeugung mitzuteilen und die eigene Haltung nach dieser Überzeugung auszurichten“. Der zuvor durch die HJ propagierten „Aufopferung und Treue bis in den Tod“ stellte er gegenüber: „Die Jugend muss begeistert werden für das, was das Leben schön, reich und lebenswert macht, denn ihr Glaube ist erschüttert und zerbrochen, eine Welt ist zusammengebrochen.“ Unter dem Begriff der „Kameradschaft“ besteht Georg also auf dem, was er als wertvoll erlebt hatte, wovon er sich nicht enteignen lassen mochte. Da ihm neue Kategorien fehlten, füllte er die alten mit neuen Inhalten. Kameradschaft verband er mit Individualität, Gleichheit, Selbstbestimmtheit. Die Gruppe ‚der Gleichen‘ diente auch als Schutz gegen die mit Misstrauen, Groll und Verachtung wahrgenommene Welt außerhalb der Gruppe, gegen Lehrer, Eltern, Politiker. Die Gruppe der Kameraden war Schutzraum für das verlorengegangene ‚Heilige‘ und die tastende Suche nach einem humanen Inhalt, der mit „echt“, „wahrhaftig“ usw. bezeichnet wurde und in dem „Kameradschaft im Dienst für das Volk“ als Platzhalter stand.[14] Neben dem Wandern und Singen lasen die Jugendlichen viel und hungrig: W. Bonsels, Th. Mann, E. Jungk, A. Schweitzer, Ortega y Gassett, M. Gorki, M. Waltari, R. L. Stevenson, Ernest Hemingway und - besonders bedeutsam für Georg - Hermann Hesse. Hesses Romane, in denen unterschiedliche Reifungskonflikte und Reifungswege von jungen Menschen eindringlich dargestellt werden, liebte Georg sehr. Im Gespräch hebt er neben „Narziß und Goldmund“ ganz besonders „Das Glasperlenspiel“ hervor. Und er schildert noch einen zweiten Weg der Öffnung von Welt und Innenwelt durch Literatur. In der Gruppe lasen sie sich an ‚Heimabenden‘ oder am

[13] Dreißig handschriftliche Seiten, im Besitz von Georg

[14] Die Jugendgruppe löst sich Mitte der 1950er Jahre auf. Der Konflikt um die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik spaltete die Gruppenmitglieder. Georg war gegen die Wiederbewaffnung aktiv.

Lagerfeuer, also im geschützten, möglicherweise feierlichen Raum oft gegenseitig Gedichte vor. Vortragen und empathisches Zuhören ermöglichten es, individuelle und durchaus unterschiedliche Gefühle zu entdecken, zu erproben und zu entwickeln. In der Metaphorik lyrischer Bilder ließ sich Nichtformulierbares ausdrücken, persönlicher Sinn ertasten, weiten und erproben. All das hatte im NS-Staat keinen Platz gefunden. Eines seiner Lieblingsgedichte – „Der Panther" von R.M. Rilke - trägt Georg mir vor, und er ergänzt: „So habe ich mich damals manchmal gefühlt". Ein bedeutsames Ereignis in Georgs Entwicklung war ein Gang zur amerikanischen Dienststelle, bei der er und einige Mitglieder seiner Gruppe 1946 die behördliche Zulassung ihrer Jungschar beantragten.[15] Obwohl er sich im Hintergrund hielt, war er dann doch der Einzige, der sich traute ihr Anliegen vorzubringen. Der Behördenmitarbeiter begegnete ihnen offen und interessiert, identifizierte Georg als den eigentlichen Wortführer und fragte, weshalb er nicht selbst den Antrag stelle. So entstand ein Gespräch über Georgs HJ-Mitgliedschaft, seine Dienstgrade und Dienstränge und er machte die unerwartete Erfahrung, dass seine - und ihre gemeinsame - Geschichte und Herkunft nicht verschwiegen werden musste; sie erschienen für einen Moment als mitteilbarer und respektierter Teil seiner Person. Georg war später als Vertreter der „Freien Jugendverbände" zeitweise Mitglied im Vorstand des Bremer Landesjugendrings und war - vermutlich zwei Jahre - später in dieser Funktion ins Rathaus eingeladen. Dabei kam er mit Bürgermeister Kaisen über dessen Ausschluss aus dem SPD-Parteivorstand in ein für ihn bedeutsames Gespräch. Kaisen erklärte ihm, dass man in einer Demokratie mit einer Minderheitenposition nicht ausgeschlossen sei. Für Mehrheiten müsse man kämpfen, Überzeugungen und Ziele müssten in Argumenten und Gesprächen vermittelt werden. Die Positionen anderer verdienten Respekt und Frustrationstoleranz sei hilfreich für das Zusammenleben.

Nach dem Abitur 1949 absolvierte Georg eine Lehre als Kaufmann in einer Außenhandelsfirma und verdiente sein erstes Geld. 1951 hatte er dann „das unverschämte Glück" ein Auslands-Stipendium der UNESCO zum Studium der Jugendarbeit zu erhalten. Er reiste in die USA, nach Kanada, Holland und Dänemark. Er sei „voller Ressentiments zu unseren Besiegern gefahren" und habe sich gewappnet: „Egal, was sie dir da beibringen werden, ich möchte wissen, was die Amerikaner uns außer Waffen und Geld an kulturellen Werten geben können." Er erfuhr offene Begegnung sowie Interesse an ihm und Deutschland und er begann zu staunen: „Die haben einen Tennessee Williams und einen Thornton Wilder, und die haben auch einen Gershwin gehabt. Das war für mich eine Offenbarung und hat mein Amerikabild ins Wanken gebracht." Er schildert, wie er sich vom ungehemmten Singen und Tanzen in einer amerikanischen Kirche ergreifen ließ. „Der Pfarrer sagte mir anschließend, die wollen tanzen, die jungen Leute, also bieten wir ihnen den sauberen Raum. Ich bin auch noch da, wenn sie ein Gespräch mit mir haben wollen. Das fand ich toll, das gab's damals in Deutschland nicht." Während seiner Zeit in Holland diskutierte er lange mit zwei Studenten über die Zeit der Besetzung. Bei einer gemeinsamen

[15] Mit der Jugendamnestie vom 2. Juni 1946 wurde es auch früheren HJ-Führern möglich wieder Jugendleiterfunktionen zu übernehmen.

Ausfahrt sprach er mit einer jungen Frau, deren Vater von der deutschen Wehrmacht umgebracht worden war. In einem anderen Gespräch wendete sich ein holländischer Pfarrer schroff ab, als er erfuhr, dass Georg Deutscher war. Ein vierter erzählte, wenn die Deutschen nicht gewesen wären, insbesondere zwei junge SS-Offiziere, würde seine Tochter, die sie ins Krankenhaus gefahren hatten, nicht mehr leben. „Das musste ich alles so verarbeiten." Eine wichtige Station für Georg wurde Dänemark. Dort lernte er die Heimvolkshochschulen kennen und studierte ein Buch über Nikolai Frederik Severin Grundtvig (1783 bis 1872), der 1844 die erste europäische Heimvolkshochschule eröffnet hatte. Grundtvigs pädagogisches Konzept war „das lebendige Wort zwischen Lehrer und Schüler". Die Lehrer dozierten nicht den Stoff, sondern er wurde an den Fragen der Schüler entlang entwickelt. Grundtvig wollte eine Schule des Lebens mit lebenslangem Lernen für alle Beteiligten. Hierin eröffnete sich für Georg eine Perspektive in seiner Suche nach Identität und Lebenssinn. Nach seiner Rückkehr sprach Georg mit dem Leiter einer deutschen Heimvolkshochschule über seinen Wunsch Erwachsenenbildner zu werden. Er erfuhr, dass er dafür unbedingt studieren müsse. Vor allem in Innsbruck studierte er Staatswissenschaften, denn dieses Fach enthielt all das, „was ich für die Erwachsenenbildung brauchen würde, Rechtsfächer, Geschichte, Soziologie. Das habe ich mit viel Freude und Lust gemacht. Man hatte dort auch Kontakt mit den Professoren, wir wussten, wo sie ihre Arbeitszimmer hatten, man konnte hingehen anklopfen, und fragen, ob sie einen Moment Zeit hätten." Georg promovierte und wurde 1958 an jener Heimvolkshochschule Lehrer.

Werner und Georg

Werners Betonung, nach 1945 alles im NS erlebte „hinter sich lassen zu wollen", beziehe ich aufgrund unserer Gespräche vor allem auf solche Erinnerungen, die das Wiedererleben von Scham und Angst auslösen könnten, möglicherweise auch Trauer um Erlittenes, Versäumtes und Verlorenes. Schamvoll betrachtet Werner zum Beispiel, wie er seine 30 oder 40 Jungs bei militärischen Übungen auf eine unangenehme und rüpelhafte Weise kommandierte, auch dass er als 13-Jähriger seinen Pimpfen nach einem Schulungsheft „etwas über John Bull oder über den ewigen Juden erzählte, obwohl er weder einen Engländer kennengelernt hat, noch einen Juden". Gleichzeitig verstehe ich einen seiner eher eingestreut wirkenden Sätze wie sein Resümee: „Das hat was mit mir gemacht, was das ganze Leben auch Wirkung hatte." Zur Frage nach seinem Weg der Ent-Nazifizierung und Demokratisierung macht er heute drei Aussagen:

Wichtig waren ihm erstens Vorbilder und Mentoren, an denen er Qualitäten wie eine persönliche Moral, Verantwortung oder Anteilnahme erlebte. Dazu zählt er seinen ersten Lehrer, der ihm den Weg in die Oberrealschule öffnete, den Schulleiter in der KLV, der es riskierte, ihn nach Hause statt an die Front zuschicken, den jungen Feldwebel, der den verirrten und verängstigten Jungsoldaten half. Nach 1945 beeindrucken ihn vor allem solche Erwachsene, die, wie der Seminardirektor, etwas von sich „abgeben",

die ihn fördern, respektvoll und gleichwertig behandeln. Durch sie entdeckt er in sich selbst ein Staunen über das „Neue“ und eine andere, tiefe Dankbarkeit.
Zweitens erweitert er in der Arbeit „für die Kinder“ und „mit den Kindern“ seine Vorstellung von „Fürsorge“. War sie bisher vor allem der Familie vorbehalten gewesen, so schloss sie jetzt auch die ihm anvertrauten „fremden“ Kinder ein. Weil er erlebte, dass Vertrauen in ihn gesetzt wurde und durch die Fröhlichkeit in der Arbeit mit den Schüler/innen seiner ersten eigenen Klasse, konnte sein beschädigtes Selbstvertrauen genesen.
Das ermöglichte ihm drittens allmählich sein Tätigkeitsspektrum zu erweitern. Dabei kommen ihm, wenn auch in neuen Zusammenhängen, die ursprünglich erlebten Tugenden seines Vaters, etwa Einsatzbereitschaft oder Zuverlässigkeit, aber auch die Güte der Mutter zugute. Er kann über sich hinaussehen und auch die Zukunft anderer in den Blick nehmen. Dadurch wird die im jugendlichen Status- und Anerkennungsstreben sichtbare Selbstbezogenheit gemildert. In seinem späteren Leben engagiert er sich in unterschiedlichen Funktionen für eine demokratische Schule für alle Kinder. Dabei scheut er sich nicht, um gute Lösungen zu „streiten“, so wie er es zu seinem Erstaunen in seiner ersten Zeit im Lehrerverein erfahren hatte.

Georg erlebte den Zusammenbruch und den Verlust von allem, woran er geglaubt und wofür er sich eingesetzt hatte, existentiell.[16] Sein Weg der Ent-Nazifizierung begann mit einem trotzigen Beharren auf dem, was ihm am Ideal der Kameradschaft wichtig und wertvoll war. Dabei bemühte er sich um dessen inhaltliche Neudeutung. Im kritischen Studieren der alten ideologischen Bindungen und in der schmerzhaften Anerkennung der Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung entwickelte er eine grundlegende Distanz zum Nationalsozialismus mit seiner menschenverachtenden Doktrin. Durch die hungrige Auseinandersetzung mit weltoffener und humanistischer Literatur und Kunst gelang Georg allmählich der Aufbau neuer Werte. Dies geschah zunächst in der Sicherheit der neu gegründeten Jugendgruppe. Darauf aufbauend konnte er prüfen, ob es neben den Lehrern und seinen Eltern, von denen er so enttäuscht war, auch Erwachsene gab, die ihm offen und interessiert begegnen, ihn anerkennen und vielleicht ein Vorbild abgeben konnten. Ein Vorbild fand er in Bürgermeister Kaisen und in einem Lehrer an der Volkshochschule, bei dem er sein Englisch verbesserte. Dieser Lehrer „hatte Verständnis für seine Zöglinge, die mit ihren Nöten immer zu ihm kommen konnten.“ Durch sein UNESCO-Stipendium konnte er auch den „Feinden“ begegnen. Er erlebte sich anerkannt und konnte daher auch eigene Ressentiments wahrnehmen und schließlich überwinden. Die Verschiedenheit der Welt und die Vielfalt der Menschen erlebte er nicht mehr als bedrohliche Fremdheit, sondern als Bereicherung. Die Erfahrung, die er an der, nach Grundtvigs Vorstellungen arbeitenden, dänischen Heimvolkshochschule mit dem „offenen Wort“ eines unverstellten Gegenübers macht, ermöglichte es auch ihm, unverstellt zu werden. Das eröffnete ihm den Weg zum Lehrerberuf.

[16] Georgs Entwicklung wäre auch innerhalb der von Hübner-Funk 1998 entfalteten Prozesse der ‚De-Konversion‘ und ‚Re-Zivilisation‘ eindrucksvoll nachzuvollziehen.

Beim Nachdenken über die beiden Biografien bemerke ich vor allem Unterschiede, die sich im Leben der beiden niedergeschlagen haben. So fällt mir besonders Georgs frühe seelische Belastung auf: sein Vater war für ihn nicht genügend präsent, der Mutter, die ihn einem Wechselbad von Idealisierung, Entwertung und Bestrafungen aussetzte, war er ausgeliefert. Den Mangel an stabiler basaler Bindung versuchte er dann in der Gruppe der Gleichaltrigen und im System der HJ auszugleichen, ein Verlangen das nur enttäuscht werden konnte. Anders bei Werner: Trotz des Jähzorns seines Vaters und der strikten Forderung nach Gehorsam erlebte er in der Familie vorrangig die Zuverlässigkeit, Fürsorge und Güte seiner Eltern. In seinem biografischen Erzählen spüre ich ein geringeres Bedürfnis nach totaler Zugehörigkeit, wie sie der „Führer“ und die HJ versprachen und einforderten. Gravierend für die Lebensgeschichten sind die 14 Monate Unterschied im Alter von Georg und Werner. Werner, der ältere der beiden, wurde Ostern 1934, kurz vor seinem sechsten Geburtstag eingeschult; Georg erst mit fast sieben im Jahr 1936. Das verschaffte Werner einen Vorsprung, der sich noch vergrößerte, da er bereits nach drei Schuljahren zur Oberrealschule kam. Trotz der Unterbrechungen durch zwei kürzere KLV-Aufenthalte, Fronteinsatz und Kriegsgefangenschaft war er am Kriegsende nicht mehr weit vom Abitur entfernt. Als Kriegsteilnehmer anerkannt, legte er in einem Sonderkurs schon nach einem halben Jahr die Reifeprüfung ab und konnte dann bald in den Lehrerberuf einsteigen. So erlangte er schnell den Status eines Erwachsenen. Georg war in der biografisch bedeutsamen Übergangsphase der Pubertät 11/2 Jahre lang ins System der KLV gepresst und dort vor allem ohne jede väterliche Unterstützung. Dass er danach noch für 31/2 Jahre Schüler sein musste, erscheint gegenüber seiner vormaligen Verantwortung wie eine „Degradierung“. Auch setzte sich in der Schule der Mangel an Väterlichkeit fort, denn er traf nur auf „Studienräte“, die sein dringliches Bedürfnis nach Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und dem Zusammenbruch ignorierten. Schließlich erleben Werner und Georg das Kriegsende völlig unterschiedlich. Werner wurde mit einem militärischen Ritual – sozusagen ‚ehrenhaft‘ - aus der Gefangenschaft und im übertragenen Sinne auch aus dem „Dritten Reich“ entlassen. Darin sehe ich eine bedeutsame Zäsur zwischen soldatischem und zivilem Leben, zwischen Vergangenheit und Zukunft, an deren Schwelle ihn zunächst einmal die Familie erwartet. Georg erlebt sich am Kriegsende auf sich allein gestellt, sein Übergang ins zivile Leben seiner Heimatstadt beginnt mit der Beschimpfung als „Nazi-Schwein“, ein schwieriger Anfang für seinen langen Weg in die Demokratie.

Quellen

Gespräche mit Georg am 11.10.2014 und 20.10.2014

Gespräche mit Werner am 11.05.2015 und 24.05.2015

Literatur

Buddrus, Michael: Das letzte Jahr, der letzte Jahrgang. Zu einigen Aspekten des Kriegseinsatzes der Hitlerjugend in der Endphase des Zweiten Weltkrieges. In: Herrmann, Ulrich/Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Weinheim und München 2010, S.241 - 272.

Hübner-Funk, Sibylle: Loyalität und Verblendung. Hitlers Garanten der Zukunft als Träger der zweiten deutschen Demokratie. Potsdam 1998.

Klafki, Wolfgang: Typische Faktorenkonstellationen für Identitätsbildungsprozesse von Kindern und Jugendlichen im Nationalsozialismus im Spiegel autobiografischer Prozesse. In: Berg, Christa/Ellger-Rüttgardt, Sieglind (Hrsg):"Du bist nichts, Dein Volk ist alles". Forschungen zum Verhältnis von Pädagogik und Nationalsozialismus. Weinheim 1991, S. 159 – 172.

Schörken, Rolf: Die Niederlage als Generationenerfahrung. Jugendliche nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft. Weinheim und München 2004.

Stöcker, Hermann: Das außergewöhnliche Elend. Schwierige Bedingungen für die Persönlichkeitsentwicklung. In: Schulmuseum Bremen (Hrsg.): Hunger - Demokratie - Rock 'n' Roll. Kindheit und Jugend 1945 bis 1960. Bremen 2014, S.41 - 49 .

Stöcker, Hermann: Der Einfluss von Kunsterleben, gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen in Nazifizierung und Demokratisierung von Georg, Jg.1929. In: Wahl, Pit/Lehmkuhl, Ulrike (Hrsg.): Kunst und Psyche - Berührungspunkte und Begegnungen. Göttingen 2015, S. 239 - 266.